Baltische Studien

Herausgegeben von der

GESELLSCHAFT FÜR POMMERSCHE GESCHICHTE
ALTERTUMSKUNDE UND KUNST

Neue Folge · Band 44

1957

VERLAG CHRISTOPH VON DER ROPP · HAMBURG

Das Handelshaus der Loitz zu Stettin, Danzig und Lüneburg

von Joh. Papritz

Für die Ostsee bedeutet das Jahr 1158 eine epochale Wende: damals wurde Lübeck endgültig begründet. In den darauf folgenden 100 Jahren ist es von dieser schmalen Basis aus, mit der das deutsche Siedlungsgebiet die Ostseeküste erreichte, dem Organisationsvermögen und dem Wagemut deutscher Kaufleute gelungen, die Ostsee zu einem deutschen Meer zu machen.

Der hansische Kaufmann begnügte sich nicht damit, den von den Wikingern gebahnten Wegen zu folgen und die von ihnen angelegten Plätze zu benutzen. Er ging sofort daran, das ganze System von Grund auf in seinem Sinne umzugestalten. Je nach den Bedürfnissen wurde an die alten Einrichtungen angeknüpft oder Neues geschaffen.

Von Lübeck aus, das die Erbschaft von Schleswig und Haithabu angetreten hatte, wurde planmäßig jede wirtschaftliche Möglichkeit im Ostseegebiet aufgespürt und folgerichtig entwickelt. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts wiesen Flandern, Friesland und andere Gebiete des Westens einen steigenden Bedarf an Getreide auf. Ihn zu decken, waren die neuen deutschen Städte am Südrande der Ostsee von vornherein ausersehen; Stralsund, Stettin, Danzig, Elbing erhielten ihre Funktion als Getreidelieferanten im hansischen Wirtschaftssystem. In diesem Sinne wurde ihr Hinterland durch die deutsche Kolonisation erschlossen, die ihrerseits durch ihre zunehmende Bevölkerungszahl und die gesteigerten Bedürfnisse, deren Befriedigung die dem Getreideexport zu verdankende Kaufkraft ermöglichte, einen wachsenden Import westlicher Güter nach sich zog.

Stettins wirtschaftsgeographische Lage während des Mittelalters ist damit gekennzeichnet. Immer blieb der Getreidehandel die wichtigste Einnahmequelle der Kaufmannschaft.

Ein besonders glänzendes Beispiel für hansische Wirtschaftsplanung ist auch der Handel mit Heringen und andern Seefischen; sie findet ihren Ausdruck in der einzigartigen Organisation des Fischfanges an den großen Fangplätzen wie Falsterbo und Dragör, in der Herstellung des Packmaterials und in der Kennzeichnung der Ware nach der Güte sowie dem damit gewährleisteten marktbeherrschenden Standard. Für Stettin ebenso wie für seine Nachbarstädte am Südrande der Ostsee wurde dieser Handel nächst dem mit Getreide eine Grundlage seines Wirtschaftslebens.

Stettin gehört somit nicht in die Gruppe der eigentlichen „Fernhandelsstädte". Wohl sind auch seine Kaufleute im Bereich der Hanse allerorten anzutreffen, in der Hauptsache aber stehen sie ganz im Dienst der oben beschriebenen besonderen Aufgabe. Sie unterzogen sich ihr im gleichen Stil, der für das gesamte Handels- und Wirtschaftsleben der Hanse kennzeichnend und verbindlich war, nämlich in einer selbstverantwortlichen Gemeinschaft, die der privaten Initiative Spielraum und Anreiz beließ, andererseits aber auch Forderungen stellte und Verpflichtungen der Gemeinschaft gegenüber mit sich führte, die recht einschneidend waren. Diese selbstgesetzten Grenzen des Betätigungsdranges mußten innegehalten werden; ein Austreten oder gar Ausstoß aus der Gemeinschaft hätte den Verlust der Nutznießung von deren Rechten und Privilegien zur Folge gehabt. Das große Vorbild war die Gemeinschaft der deutschen Städte in der Hanse, im kleinen waren es die Korporation der Kaufmannschaft (das Seglerhaus) oder die Gesellschaften der Falsterbo-, der Dragör- und der Bornholmfahrer. Ein uferloses Besitzanhäufen um

jeden Preis und ohne Rücksicht auf den Nachbarn war bei diesem System undenkbar. Es hätte ohnedies nicht den moralischen Glaubensgeboten entsprochen. Reich zu werden war gewiß auch das Ziel des hansischen Kaufmanns, aber er konnte es nur in dem Rahmen, den ihm seine Gemeinschaft bot; sie gewährleistete ihm seine angemessene „Nahrung" in dem reicheren oder schmaleren Umfang, wie sie selbst ihn ihren wohlerworbenen Rechten und Privilegien verdankten. Solange ein frischer Pioniergeist die Träger dieses Handels beseelte, erwies sich das System als äußerst erfolgreich. Als aber gegen Ausgang des Mittelalters gewisse Ermüdungserscheinungen auftraten, da zeigten sich auch dessen Schwächen. Die Privilegien, einst zum Schutz aktiven Handels erworben, wurden zu bequemer Nutznießung der damit verbundenen Vorrechte mißbraucht. Diese Wandlung hat vor allem das Stapelrecht mitgemacht. Ursprünglich zur Organisation fester Märkte gedacht und unerläßlich, sollte es nun dazu dienen, den Handel in die eigenen Mauern zu zwingen. Gast durfte nicht mit Gast handeln. Es genügte deshalb, die von Fremden auf den eigenen Markt gebrachten Waren mit gehörigem Aufschlag dem andern Fremden, der sie weiter beförderte, zu verkaufen; und der längst in sicheren Renten angelegte Handelsgewinn verschaffte ein geruhiges und risikoloses Dasein. Dieses Ideal einer sich langsam entwickelnden Rentnergesinnung hat auch im Stettin des ausgehenden Mittelalters Platz gegriffen.

Inzwischen hatte sich in Oberdeutschland eine neue Wirtschaftsgesinnung entwickelt, die den Einzelnen von den Bindungen der Gemeinschaft gegenüber mehr oder weniger frei machte und auch die moralischen Glaubensgebote nicht beachtete. Dieser neue frühkapitalistische Geist, der das Verdienenwollen seiner selbst wegen zum Prinzip hatte, bot volkspolitisch gesehen große Gefahren, und von diesem Gesichtspunkt aus gesehen verdienen der hansische Kaufmann und hansischer Wirtschaftsstil gewiß den Vorzug. Aber man darf andererseits nicht außer acht lassen, daß auch der neue Stil gewaltige Kräfte zu entwickeln vermochte, die nicht notwendig gegen volkspolitische Belange verstoßen mußten, sondern sehr wohl mit ihnen vereinbar waren. Die Finanzkraft der Fugger im Dienste von Kaiser und Reich, ihre und der Welser überseeische Unternehmungen, der gewaltige Ausbau und die Förderung der Montanindustrie durch sie und ihre Artgenossen, das sind nur wenige Beispiele dafür, daß die neue Entwicklung auch in Bahnen verlaufen konnte, die dem Gesamtinteresse zugute kamen.

Gerade Stettin weist nun das einzige frühkapitalistische Unternehmen größten Stils auf, das im hansischen Bereich entstanden ist: das Bank- und Handelshaus der Loitz. Es bot zu dessen Entstehung ebenso wenig Voraussetzungen wie irgend eine andere hansische Stadt in seiner Nachbarschaft. Die großen Kapitalanhäufungen der oberdeutschen Häuser schrieben sich ausnahmslos von der Betätigung in der Montanindustrie (oder von Handelsmonopolen) her, die wiederum nur möglich war, wenn die Unternehmer mit den Fürsten als Inhabern des Bergregals — bzw. der Monopole — in nahe Geschäftsbeziehungen traten. Große Anleihen waren die Voraussetzung für die Übertragung von Bergrechten oder Monopolen. So mußten sich die Kaufleute zu Gesellschaften zusammenschließen, um die Anleihekapitalien aufzubringen. Da die bei den Verhandlungen mit den Fürsten notwendige Entschlußfähigkeit von einer vielköpfigen Gesellschaft nicht so gut aufgebracht werden konnte, wurde es üblich, ererbtes Familienvermögen nicht zu teilen, sondern gemeinsam durch ein besonders befähigtes Mitglied der Familie zu verwalten und im entsprechenden Sinne einzusetzen. So entstanden die großen deutschen Familiengesellschaften. Die Anleihen wurden nur in den seltensten Fällen in bar gewährt. Dazu wäre wohl keiner der Finanzmänner technisch in der Lage gewesen. Ein beträchtlicher, zumeist der weitaus größte Teil der Summe wurde in Gestalt von Warenlieferungen für den fürstlichen Hofhalt beglichen. Lebensmittel, Kleidung, Kostbarkeiten u. ä. erscheinen



Grabmal des Michael (II.) und Hans (IV.) Loitz in der Marienkirche zu Danzig



Michael II. und Hans IV. Loitz.

Nach dem Epitaph in der Marienkirche zu Danzig.



Grabstein von Stephan III. († 1629) und Hans V. († 1616) Loitz, Herren auf Rundewiese, im Dom zu Marienwerder.

in den Rechnungen neben Bau- und Kriegsmaterial aller Art. Es gibt wohl keine Ware, die ein solcher Hoflieferant nicht hätte besorgen sollen und können.
Stettin bot keine Ansatzmöglichkeiten zur Betätigung in der Montanindustrie, auch gaben die Bedürfnisse des einheimischen Hofes keinen Anlaß zu besonders hohen Staatsanleihen. Die Loitz hatten es also nicht so leicht wie ihre oberdeutschen Kollegen. Um so großartiger ist ihr Versuch, sich trotz der Ungunst der Verhältnisse die erforderlichen Voraussetzungen zu schaffen. Die Salzgewinnung und -versorgung mußte ihnen ersetzen, was die Oberdeutschen am Bergbau der wertvollen Metalle hatten. Es paßt durchaus zum Bilde, wenn wir feststellen, daß es sich bezüglich der Form des Unternehmens bei den Loitz um eine typische Familiengesellschaft oberdeutschen Gepräges handelt. Finanzgeschäfte mit den Fürsten und in deren Folge Monopole und Bergwerks-, d. h. Salzgewinnungsprivilegien spielen auch bei ihnen die ausschlaggebende Rolle. Die Loitz haben in großem Umfange mit fremdem Kapital gearbeitet, das sie in großen, kleinen und kleinsten Summen aufnahmen. Wenn auch ihr eigenes Kapital dem der großen Augsburger Firmen nicht gleichkommt, so vertragen sie doch durchaus einen Vergleich mit diesen. Unvergleichlich aber ist ihr Geschick zu nennen, mit dem sie ihrem dafür spröden Wirtschaftsraum die verschiedensten Möglichkeiten zu montanindustriellen Unternehmungen und Monopolen abzugewinnen verstanden.
Stettin ist die Vaterstadt, Wiege und bis zuletzt die Zentrale der Loitz gewesen. Aber ihren Unternehmungsgeist, ihren frühkapitalistischen Stil dürften sie in Danzig geschult haben, wo sich Ansätze dazu schon früher finden. Durch Doppelheirat gelangten sie in die dortige Familie Feldstedt und übernahmen mit deren Erbe und Gütern auch eine in ereignisreicher Entwicklung gefestigte Tradition, so daß sie nur die vorgezeichnete Bahn konsequent fortzuschreiten brauchten.
Angesichts der kaum zu überschätzenden Bedeutung des Hauses ist es schwer verständlich, warum in der breiteren Öffentlichkeit und auch in Fachkreisen so wenig über die Loitz bekannt ist. Die Ungunst der archivalischen Überlieferung mag mit Schuld daran haben. Das Material ist zumeist sehr schwer aufzufinden, aber bei gründlicher Suche stellt sich schließlich heraus, daß es in seiner Masse z. T. unabsehbar genannt werden muß. Als reichhaltigste Quelle haben sich in allen Archiven die Prozeßakten erwiesen. Es ist kein Gesamtprozeß über den Bankrott entstanden, sondern eine vielgestaltige Fülle von Einzelprozessen, die am Reichskammergericht dann zu einem ungeheuerlichen Wust aufgeschwollen sind. Oft müssen ganze Aktenberge durchgesiebt werden, um ein Körnchen Gold darin zu finden. Z. B. zählte man 1590 in Speyer allein von Joachim v. Zitzewitz, der von den verwandten Loitz mit ins Unglück gerissen worden war, nicht weniger als 117 Aktenbände mit zusammen rund 48 000 beschriebenen Seiten; wohlgemerkt, das waren erst die Vorakten. Es ist durchaus kein Einzelfall: ein anderer Verwandter der Loitz, Schwantes Tessen, hat ihn weit überboten, nur sind genauere Seitenangaben nicht möglich. Am Reichskammergericht überdauerten die Prozesse Generationen, und sofern sich nur Interessenten fanden, auch Jahrhunderte. Aus diesen Prozeßakten läßt sich leider meist nur Kunde von mißglückten Unternehmungen gewinnen. Umso höher ist der Wert eines Fundes im Danziger Archiv zu werten. Dort haben sich ansehnliche Reste der Loitzischen Handelsakten erhalten. Es fanden sich nicht weniger als 36 Kassenbücher und Abrechnungen, etwa 600 Originalbriefe, darunter 75 der Loitz untereinander. Unter den zahlreichen Handelsakten, Prozessualien usw. möchte ich 16 wertvolle Originalurkunden betr. den Stettiner Stadtbesitz der Loitz aus den Jahren 1490—1529 hervorheben, die auch das alte Handelszeichen des Hauses übermittelt haben.
Dieser kostbare Fund darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sehr viel Wichtiges verloren ist. Bisher konnten etwa anderthalb Dutzend Archive, darunter die zu Warschau und Krakau, durchforscht werden; ein Dutzend steht noch aus, z. B. Kopenhagen, Wien,

Stockholm, die reiche Funde erhoffen lassen. Leider war Stettin noch keineswegs erschöpft. Es ist zu befürchten, daß das Versäumte nicht mehr nachzuholen ist. Um so größerer Wert kommt nunmehr der glücklich durch die Fährnisse des Krieges geretteten großen Zahl der Abschriften und Auszüge zu. Auch in Danzig war die Arbeit noch nicht beendet. Die wichtigsten Handelsbücher liegen in Abschrift vor, neben überaus zahlreichen weiteren Abschriften und Auszügen. Aber gerade besonders aufschlußreiche Archivalien, die photokopiert werden sollten, stehen aus. Es ist z. Z. nicht feststellbar, ob sie überhaupt erhalten sind. So gewinnt das 120 Seiten starke eingehende Verzeichnis des eigens vom Verfasser des Aufsatzes in mühevoller Arbeit geordneten wiedergefundenen Archivs der Loitz (Bestand 300, Nr. 40) den Charakter einer historischen Quelle.

Eine unentbehrliche Ergänzung bleiben auch in Zukunft die zeitgenössischen Chronisten, obschon sie mit Vorsicht zu benutzen sind. Haben sie vor dem Bankrott geschrieben, wie Thomas Kantzow, strömen sie von Lobesworten über, nachher fehlen ihnen nicht Schimpfworte und böse Verleumdungen.

Als eine Verleumdung muß auch die Geschichte von der niedrigen Abstammung der Loitz gelten, die der pommersche Chronist Wedell überliefert hat und die der Stettiner Friedeborn wortwörtlich, wenn auch nicht ohne Kritik abschreibt.

Danach soll Michael Loitz, der 1473 Ratsherr von Stettin wurde, bäuerlicher Abkunft gewesen sein, und zwar soll er aus dem Dorfe Klempin bei Stargard i. P. als „Dienst- und Brauerknecht" nach Stettin eingewandert und von dem reichen Kaufmann Albrecht Hohenholz, dem er, mit seinem Knebelspieß nach bäuerlicher Art in der Hand, auf der langen Oderbrücke begegnete, zum Hausjungen und Diener angenommen worden sein. Da er von „Natur verschmitzet und nachdenkig", auch dabei sehr fleißig und arbeitsam gewesen, habe ihm sein Herr gestattet, die deutsche Schule zu besuchen. Schließlich sei er ins Geschäft genommen worden und habe seine Befähigungen zum Kaufmann aufs beste bewiesen. So sei er durch freien zu bürgerlichem Stand gelangt, habe nach seines Herrn Tode dessen Witwe geheiratet und sei sogar Bürgermeister geworden.

Diese Geschichte scheint schon anzuklingen, wenn sich 1542 der Bürgermeister Stoppelberg beklagt, „daß etzliche Fremdlinge und einkumment Leute hie zu Stettin, nachdem sie ahn Guteren reich und mechtig, aber eins slechten finsteren Heerkummens von iren Elteren, nach seinem Ehrenstand getrachtet hätten, wenn dieselbigen auch der Reichtumb stolz und homutig gemacht (wie gewonlich), so deprimiere und demutige sie doch novitas et obscuritas generis".

Gleichgültig, ob Friedeborn mit seiner Vermutung im Recht ist, dieser Vorwurf sei auf Hans II. Loitz, den Sohn Michaels und großen Gegner Stoppelbergs, zu beziehen, gleichgültig, daß wirklich später Träger des Namens Loitz in dem Dorf Klempin nachzuweisen sind und die zahlreichen Stettiner Stadtgrundstücke der Loitz vornehmlich aus Erbschaften von weiblicher Seite herstammen, die im Danziger Loitzenarchiv aufgefundene alte Genealogie, die als Vater des oben genannten angeblichen Einwanderers bäuerlicher Herkunft Michael einen Stettiner Ratsherrn Hans I. Loitz nennt, ist urkundlich fest gesichert. Wir haben keinen Grund, nun etwa diesem eine dunkle Herkunft zuzuschreiben. Im Gegenteil, wenn der Schein nicht trügt, entstammt er der berühmten gleichnamigen Greifswalder Gelehrtenfamilie, deren Mitglieder an den ersten Universitäten jener Zeiten, z. B. Bologna, studierten und höchste akademische Grade und Ruhm ernteten. Diese Greifswalder Loitz sind dadurch bekannt und nicht ganz mit Recht berüchtigt geworden, daß sie Ulrich von Hutten, der bei ihnen studiert hatte, sein Gepäck pfänden ließen, um sich bezahlt zu machen. Dafür bedachte er sie mit einem großen lateinischen, „Querelae" betitelten Schimpfgedicht.

Leider lassen die unvollständigen genealogischen Zusammenstellungen Pyls über die

Greifswalder Loitz den Verwandtschaftsbeweis nicht mit der wünschenswerten Zuverlässigkeit führen. Urkundlich steht fest, daß der Stettiner Michael 1459 in Greifswald an der Universität immatrikuliert wurde, und außer ihm haben noch weitere Stettiner Loitz, die als seine Brüder anzusprechen sind, studiert. So erscheint die Vermutung nicht unberechtigt, daß ein 1419 in Leipzig und 1421 in Rostock ohne Herkunftsangabe immatrikulierter Johannes mit dem Vater Michaels identisch ist. Dieser Johannes aber ist der Bruder eines Henricus, der von 1413 bis 1416 in Leipzig studierte und dort 1416 zum Magister promovierte. Henricus ist ausdrücklich als Greifswalder bezeugt. Pyl kennt weder ihn noch seinen Bruder, es sei denn, wir dürften ihn mit Henning, einem genealogisch gesicherten Mitglied der Greifswalder Familie, gleichsetzen. Daß er auf diese oder andere Weise zu ihr gehört, darf nicht bezweifelt werden. Johannes (oder Hans I) erwarb 1433 das Stettiner Bürgerrecht. Der Ratsherr Mathias Clotzow bürgte für ihn: so vornehm wurden nicht viele Neubürger eingeführt. Das macht einigermaßen wahrscheinlich, daß er mit dem Studenten von Leipzig und Rostock und auf diese Weise mit dem Bruder des Magisters Heinricus aus Greifswald identisch ist. Sein Sohn Otto wird von Pyl als „Vetter" des Greifswalder Wedego bezeichnet.

Darf man den Magister Heinricus mit dem Greifswalder Henning gleichsetzen, dann wäre unser erster Stettiner Hans I. Loitz der Sohn des etwa 1360—70 geborenen Ahnherrn der Greifswalder Familie Nikolaus Loitz. Hält man diese Gleichsetzung nicht für wahrscheinlich (in Greifswald werden nämlich die Namen Henning, Heinrich und Hans später sorgfältig unterschieden), dann dürfte der Stettiner ein Brudersohn des Greifswalder Ahnherrn Nikolaus, jedenfalls aber sein Verwandter sein. Nach seinem Studium in Leipzig und Rostock müßte er nach Stettin ausgewandert sein, wo er 1433 das Bürgerrecht erwarb und seiner vornehmen Herkunft entsprechend leicht in den Rat gelangte. Urkundlich belegt ist die Tatsache, daß er, mit mehreren Mitbürgern zu einer Gesellschaft zusammengeschlossen, den ortsüblichen Heringshandel betrieb. Als er 1448 starb, dürfte er kaum 50 Jahre gezählt haben. Seine Witwe Elisabeth, Tochter des Hans Hegernstein und der Gertrud von Bergen, überlebte ihn um fast ein halbes Jahrhundert und scheint sich zum zweiten Male mit Mathias Freudenberg verheiratet zu haben. Sie starb im Februar 1493 und liegt in St. Jakobi vorm Hochaltar begraben.

Ihr Sohn, Michael I. Loitz, war beim Tode des Vaters erst fünf Jahre alt. Er scheint nicht das einzige Kind des Hans gewesen zu sein. Vielmehr sind ein Nicolaus, der in Greifswald promoviert hat und später Stettiner Ratsherr wurde, sowie zwei Geistliche mit einiger Wahrscheinlichkeit als Michaels Brüder anzusetzen. Michael hat sich nach seinem Greifswalder Studium dem Kaufmannsstande zugewandt. Nähere Nachrichten über seinen Handel fehlen bislang, jedoch werden wir mit der Annahme nicht fehlgehen, er habe den schon vom Vater betriebenen Heringshandel mit größeren Mitteln fortgesetzt. Diese flossen ihm durch die Ehe mit der reichen Margarethe Rosow, der Witwe des Kaufmanns Albrecht Hohenholz, zu. Und insofern mag die Abstammungslegende Recht haben, daß dadurch Michael erst in Stettin zu einem Mann gediehen, d. h. zu größerem Wohlstande gelangt sei. Nachweislich brachte die Gattin den größten Teil des späteren Loitzischen Stadtbesitzes mit. Von seiner Mutter stammte nur ein Haus am Heumarkt, das wir als Wohnsitz seines Vaters ansehen dürfen. Dagegen war das Haus in der Frauenstraße, auf dessen Hof 1547 der bis zum zweiten Weltkrieg bestehende Palast errichtet wurde, altes Erbgut der Familie Hohenholz. Vielfache Patronate zu Vikarien und Altären an sämtlichen Stettiner Kirchen standen dem Ehepaar zu, das sie noch durch eigene Stiftungen vermehrte. Mit dem Reichtum wuchs das Ansehen: Michael brachte es zum Ratsherrn und (was allerdings nicht ganz sicher ist) 1484 zum Bürgermeister von Stettin. Er hatte das Amt bis zu seinem am 8. August 1494 erfolgten Tode inne. In der Marienkirche unter dem Hohenholzschen Grabstein wurde er beigesetzt.

Seine Witwe blieb mit seinem einzigen Sohn Hans II. anfangs in ungeteilten Gütern. An seinem Handel beteiligte sie sich durch eine Einlage von 800 tl. Ihrem umfangreichen Besitz, der aus dem Haus in der Frauenstraße, einem Haus nebst Bude in der Oderstraße, einem Acker und einem Garten bei St. Peter und Paul vor der Stadtmauer im Norden gelegen, Pächten zu Schwarzow, drei Buden auf dem Kohlmarkt, einem Eckhaus auf dem Roßmarkt, fünf Buden an der Dorenkiste, einem Holzhof auf der Lastadie, einem Hof bei der Pladderin, einer Wiese am Dammschen See usw. bestand, verschrieb sie nach und nach ihrem Sohne Hans, während ihr Sohn aus der ersten Ehe, der Bürgermeister Jakob Hohenholz, benachteiligt erscheint. Er wurde mit dem Haus in der Oderstraße, gegenüber der St. Nikolaikirche, alten Rosowschen Besitz, abgefunden, während in der Frauenstraße nach längeren Zwistigkeiten Hans Loitz mit seiner Mutter bis zu ihrem am 8. Februar 1532 im Alter von 87 Jahren erfolgten Tode gemeinsam wohnen blieb und Haus und Hof tüchtig ausbaute.

Mit Hans II. beginnt des Hauses Größe. Er war Altermann des Seglerhauses und wurde — seit 1509 Ratsmann — 1529 zum Bürgermeister gewählt. Dem Katholizismus war er aus Überzeugung treu zugetan; noch haben sich kennzeichnende, stolze Worte von ihm erhalten: „Und wenn der Kaiser die Voranderinge (d. i. die Reformation) annimpt, dartho die Forsten vom Lande, so will ick my dennoch bedencken, eft ick sie wil annehmen." Um ihn scharten sich daher alle Anhänger des alten Glaubens, als die Reformation in Stettin ihren Einzug hielt. Auf seiner Seite stand der Bürgermeister Moritz Glieneke, mit dessen Base Anna er seit 1497 vermählt war. Sie entstammte als Tochter des Bürgermeisters Hermann Glieneke zu Neubrandenburg einem hochangesehenen, ritterbürtigen Geschlecht, dessen bedeutende Güter den Wohlstand der Loitz erheblich vermehrten. In seinem Amtsgenossen, dem lutherisch gesinnten Bürgermeister Hans Stoppelberg, fand Loitz seinen großen politischen Gegner, wenn sie auch gegen Fürstengewalt und die in wildem Aufruhr losbrechende demokratische Bewegung zusammenhielten. Loitz und Stoppelberg sind die markantesten Persönlichkeiten der älteren Stettiner Geschichte. Nach überaus bewegten, von Unruhen und Gewalttaten erfüllten Tagen sah sich schließlich Hans Loitz gezwungen, dem gegen ihn entfesselten Sturm zu weichen und aus Stettin zu entfliehen. Sein Sturz war den Gegnern umso leichter gelungen, als in die politischen noch persönliche Verhältnisse hineinspielten. Simon Loitz, des Bürgermeisters Sohn, hatte einen jungen Bürger aus der vornehmen Familie Goldbeck im Streite so stark verwundet, daß ihm der Arm steif blieb. Über die Höhe der Entschädigung konnte man sich nicht einig werden. Goldbeck wußte den Kurfürsten von Brandenburg für sich zu gewinnen, erhielt sicheres Geleit in der Mark und sagte den Stettinern die Fehde an. Die von ihm überfallenen und geplünderten Stettiner Kaufleute verwies er an Loitz, gegen den sich nun der Unmut der Geschädigten richtete. Der Streit übertrug sich schließlich auf die beiderseitigen Landesherren und lebte noch lange fort.

Als Hans Loitz nach dreijähriger Vertreibung nach Stettin heimkehren konnte, mußte er die Rückgewinnung seines Amtes durch Verzicht auf politische Aktivität erkaufen. Es war ihm schließlich noch vergönnt, den Sturz seines alten Gegners Stoppelberg zu erleben.

Wenden wir uns jetzt seinem Privat- und Handelsleben zu. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hören wir von einer weiten Handelsreise; 1495 treffen wir ihn in Holland an, wo er eine größere Kostenrechnung bei der Stadt Medemblik geltend macht. Später betreibt er Handel mit seinem Stiefbruder Jakob Hohenholz; dabei wechselt er Geld über nach Antwerpen und Bergen op Zom. Auch dem altererbten Heringshandel ist er rührig nachgegangen. Mehrfache Zeugnisse zeigen ihn darin bei den großen Fangplätzen zu Falsterbo an der Südspitze Schonens tätig. Für das Emporkommen des Hauses war ausschlaggebend die Begründung einer Filiale in Danzig. Als Herzog Bogislaw 1497 seine

Pilgerfahrt ins Heilige Land unternahm, begleiteten ihn einige der reichsten und vornehmsten Danziger Kaufleute, darunter Reinhold Feldstedt. Wenn nicht schon früher, so wurden bei dieser Gelegenheit die freundschaftlichen Beziehungen der Loitz zu ihm angeknüpft, die schließlich zur Bildung einer gemeinsamen Handelsgesellschaft führten und ihre Krönung in der Eheschließung der beiden ältesten Söhne Hans' II. Loitz, Michael II. und Simon I. mit zwei Töchtern Feldstedts fanden. Feldstedt ließ 1529 seinen Schwiegersohn Michael zur Hochzeit von 60 in Scharlach gekleideten Vorreitern auf stattlichen Pferden überaus prächtig nach Danzig einholen.

Unter den Loitzischen Archivalien findet sich noch die nach dem Tode Reinhold Feldstedts († 1529) mit seiner Witwe Cordula, geb. von Allen, einer Kusine des Astronomen Nikolaus Kopernikus, vorgenommene letzte Abrechnung. Es wurde eingangs schon darauf hingewiesen, daß die Traditionen des Feldstedtischen Handels von den Loitz übernommen wurden und deren fernere Ausrichtung bestimmend beeinflußt haben. Die Feldstedt sind aus Braunschweig nach Danzig eingewandert. Das in der Heimat 1850 erloschene Geschlecht entstammt dem ländlichen Stande altfreier Grundherren.

Der Vater Reinhold Feldstedts, Roloff, wurde 1455 Danziger Schöffe und 1457 Ratsherr. Weder die Nachrichten, die ihn als einen hansischen Fernhändler bekannten Typs aufzeigen, noch die zahlreichen diplomatischen Missionen, die er im Dienste Danzigs im hansischen Bereich auf sich nahm, unterscheiden ihn von seiner Umwelt. Unser Interesse verdienen indessen seine seit 1472 nachweisbaren Handels- und Finanzgeschäfte mit dem polnischen König, die dazu führten, daß ihm u. a. das Dorf Ladekopp und eine Anzahl weiterer Landgüter im großen Danziger Werder als Pfandbesitz übereignet wurden. Sie bildeten später den Kern des Besitzes der Loitz um das von diesen erbaute Schloß Tiegenhof. Eine Anzahl weiterer Finanz- und Handelsgeschäfte mit dem polnischen König läßt sich bis zum Tode Roloffs im Jahre 1489 nachweisen. Der Sohn Reinhold, seit 1499 Schöffe und 1517 Ratsherr in Danzig, schritt in den Bahnen des Vaters fort. Der älteste erhaltene Brief im Nachlaß der Loitz, den Michael aus Danzig 1530 an seinen Vater nach Stettin geschrieben hat, berichtet bereits über die Fortführung dieser Geschäfte am polnischen Königshof in Krakau.

Die Übersiedlung zweier Söhne Hans II. nach Danzig und die durch das Hineingleiten in das Finanzgeschäft so folgenreiche Einheirat in die Familie Feldstedt könnte zufällig erscheinen. Eine nähere Prüfung läßt sie indessen als Ausdruck einer Salzhandelspolitik Hans II. erkennen, deren weit gestecktes Ziel es ist, sämtliche Salzquellen, die den Nordosten speisten, zu kontrollieren. Vielleicht geht sogar schon der großartige Plan eines Salzmonopols für Nordosteuropa, wie ihn seine Söhne zu verwirklichen suchten, auf ihn zurück.

Danzig war der Hauptumschlagplatz für das aus Westfrankreich importierte Bayen- oder Boisalz, das aus dem Meerwasser gewonnen wurde. Ihm galt die Tätigkeit der Danziger Filiale. Dieselben handelspolitischen Motive veranlaßten Hans II., die sehr ehrenvolle Werbung des Grafen v. Eberstein zu Naugard, dem es die ausnehmende Schönheit der Caecilia Loitz angetan hatte, abzuweisen und seine Tochter dem späteren Stettiner Bürgermeister David Braunschweig zu vermählen, dessen Familie seit alters an der Kolberger Saline die erste Rolle spielte. Auch die Lüneburger Salzquelle und die großen galizischen Steinsalzbergwerke bei Krakau müssen schon von Hans II. in den Interessenkreis des Hauses gezogen worden sein.

Die gewohnte Rückfracht für die Bayenschiffahrt war das preußische Getreide. Dieser zweite Großhandel ist neben dem Salz die zweite Grundsäule der Loitzischen Kapitalmacht geworden.

Als das Kapital infolge der Regsamkeit über Bedarf zu wachsen begann, wurden die Überschüsse zinsbringend und krisensicher angelegt. So erwarb Hans Loitz zahlreiche

Grundstücke in Stettin, auch Naturalpächte aus den Dörfern vor der Stadt, 1507 eine von der Stadt Königsberg in der Neumark und einige Jahre später eine von Frankfurt an der Oder zahlbare Rente. Dieser Stadt gewährte er außerdem eine Anleihe von 2000 tl. Nur ein Schritt war es noch bis zum Bankgeschäft. Vom Jahre 1537 sind bereits Urkunden über komplizierte Wechselgeschäfte mit Kurfürst Joachim II. von Brandenburg erhalten. Damit war ein weiterer Umschwung vollzogen. Aus dem in Stettin gezahlten Schoß von 50 tl., der nach den Sätzen einem Vermögen von 6000 tl. entspräche, kann man keinen Maßstab für Hans Loitz' tatsächlichen Reichtum gewinnen. An den Bierbänken im Seglerhaus war der Loitzenschoß ein ständiges Thema, und es wurde weidlich über ihre offensichtlich zu geringen Steuerzahlungen geschimpft.

Als Hans II. am 4. Juli 1539 nach stürmereichem Leben die Augen schloß, waren die Grundlagen für ein stolzes Unternehmen geschaffen, es kam nur darauf an, daß die kommende Generation in den Bahnen des Vaters weiterschritt. Seine Witwe Anna Glieneke, die „alte Loitzesche", wie sie genannt wird, überlebte ihren Gatten noch fast zwei Jahrzehnte. Sie blieb mit ihren vier Söhnen Michael II., Simon I., Stephan I. und Hans III. im ungeteilten Erbe und übernahm mit erstaunlicher Energie die Leitung des Geschäfts, das jetzt die typischen Züge einer Familiengesellschaft, wie wir sie von den großen oberdeutschen Beispielen her kennen, trägt. Die Erbteile der Loitzischen Geschwister galten als Einlagen in die Handelsgesellschaft, so daß sie alle gleichmäßig auf Gewinn und Verlust beteiligt waren. Bis zu ihrem Tode wirkte die alte Loitzische als „Haupt der gesamten Güter". Als es nach ihrem Abscheiden nur noch gleichberechtigte Erben gab, wurde die Administration des Gesellschaftsvermögens den vier Brüdern anbefohlen, die auch im Firmentitel nebeneinander genannt werden. Sie führten alle gleiche Siegel und Kaufmannszeichen, jedoch jeder mit einer kennzeichnenden Note. Auch ihre Schwäger und Geschwisterkinder waren im Gesamtinteresse tätig, besonders durch Bürgschaftleistung. Die Gütergemeinschaft erstreckte sich nur auf das Elternerbe und schloß eigenes Vermögen der einzelnen Brüder nicht aus. Mit Recht betonen deshalb die Loitz einmal, ihre Gütergemeinschaft sei nicht wie bei Wiedertäufern und Mönchen. Heute sind die Unterschiede zwischen gemeinschaftlichem und Privat-Eigentum meist nicht mehr zu erkennen, zumal die Loitz bestrebt waren, ihre Organisation möglichst geheim zu halten. Sie haben sich sogar nicht gescheut, die zwischen ihnen bestehende Sozietät gänzlich abzuleugnen, wenn es ihnen zu Prozeßzwecken so besser paßte.

Vom Gesamtgut zahlten sie in Stettin zuletzt 100 tl. Pauschale. Vom Jahre 1568 an sollten sie aber wie ihre Mitbürger sich selbst einschätzen. Die sich daran anknüpfenden Unterhandlungen mit dem Rate mündeten in den Konkurs von 1572.

An den Summen gemessen, mit denen das Haus arbeitete, war die Steuer — sie entsprach einem Vermögen von 16 000 tl. — viel zu gering.

Dem alten Heringshandel der Vorfahren blieben die vier Brüder treu. Noch 1540 wurde durch Stephan der Vittenbesitz auf Faltsterbo vergrößert. Aus einem von ihrem Faktor Elias Schlecker gezeichneten Lageplan der Stettiner Vitte ergibt sich, daß ihr Feld und ihre Bude im Verhältnis zu den übrigen besonders groß gewesen sind. Trotzdem kommt dem Heringshandel im Vergleich zu den übrigen Unternehmungen nur noch eine sehr untergeordnete Bedeutung zu.

Wichtige Fortschritte machte die Erfassung der Salzquellen. Stephan I., der dritte Sohn Hans II., steht hier im Vordergrund. Unzweifelhaft ist er die markanteste Persönlichkeit der ganzen Familie, ein Mensch, wie ihn nur das 16. Jahrhundert formen konnte. Eine brennende Unrast ließ ihn bis in sein hohes Alter hinauf nicht zur Ruhe kommen, trieb ihn kreuz und quer durch Europa. Wenn ihm auch ein seltenes kaufmännisches Geschick zu eigen war, wenn ihm auch kluge Besonnenheit durchaus nicht abgesprochen werden kann, seine allzu verwegene, jähe Art spielte ihm doch manchen Streich. Unmerklich

wurden aus hochfliegenden abenteuerliche Pläne, Spekulationen, gemischt mit dem finstersten Aberglauben seiner Zeit. In allem Ernst suchte er mit allerlei geheimen Künsten nach dem Schatz des Kaisers Barbarossa in der Pfalz zu Gelnhausen und scheute keine Kosten, um sich dazu den Erzzauberer Jacomo Rosello aus Rom zu verschreiben. Von seinen Brüdern war ihm am ähnlichsten wohl Simon, dessen blutige Tat an Goldbeck seiner Familie größtes Unheil zugezogen hatte. Der ruhigeren, vornehmen Natur des jüngsten Bruders Hans III., der nach dem Tode der älteren Brüder mit Stephan allein die Verantwortung teilte, war dessen Wesen gewiß unbequem und unheimlich, zumal er durch seine politischen Abenteuer mit in Gefahr geriet, aber er hat ihn doch in stillschweigender Unterordnung als überragend und führend anerkannt.

Im Verfolg der Salzhandelspolitik des Hauses galt Stephans vornehmstes Interesse der Lüneburger Saline, der Hauptquelle für Ostmitteleuropa. Mit großem Geschick und Aufwand bedeutender Mittel brachten die Loitz vom Kurfürsten zu Brandenburg, ihren pommerschen Herzögen und andern ein stattliches Pfannengut an der Saline zusammen, das einst den Klöstern der Mark und Pommerns, z. B. Hiddensee, zur Ausstattung gedient hatte und durch die Reformation den Landesherren anheimgefallen war. Die Absicht Stephans ging dahin, dies Pfannengut selbst zu besieden, was als Vorrecht den Lüneburger Salzjunkern allein zustand und glänzende Erträge abwarf. Es gelang ihm als Fünfzigjährigem, die Hand der vielleicht reichsten Lüneburgerin, Beata von Dassel, Witwe und Erbin des letzten Viscule, und mit ihr weiteres ansehnliches Pfannengut zu gewinnen. Überaus prächtig schildert der Lüneburger Chronist seinen Einzug, aber als Sulfmeister wurde er doch nicht zugelassen; vielleicht hatte man angesichts seiner Großmachtstellung an der Sulze Besorgnis. Formale Gründe mußten herhalten, um seine Abweisung zu bewirken, die ihn um so härter traf, als man ihm aus seinem Verwandtenkreis sichere Hoffnungen gemacht und er daraufhin Stettiner Bürgerrecht und Ratssitz aufgegeben und gegen das Lüneburger vertauscht hatte. Ein ärgerlicher Streit mit den Beut- und Barmeistern, auch mit dem Rat blieb nicht aus, und die hartnäckige Abwehr reizte Stephan schließlich zu schärfsten Mitteln. Eine Prozessiererei in allen möglichen Instanzen brach los. Stephan wußte sehr ungnädige Mandate des Kaisers zu erwirken, machte Hansetag und Landesherren mobil. Die Prozesse blieben zumeist im zähen Geschäftsgang des Reichskammergerichts unentschieden stecken, und Stephan mußte sich begnügen, sein Gut durch nahe Verwandte besieden zu lassen. Die Streitigkeiten haben ihm den Aufenthalt in Lüneburg vergällt. Als seine Gattin im Jahre 1568 verstarb, hielt ihn nichts mehr zurück. Er sagte seine Bürgerpflicht auf — da ihn der Rat nicht ohne hohe Abzugssteuer lossprechen wollte, entstanden neue Zwistigkeiten — und verließ die Stadt. Seine umfangreichen Stadtgüter betreute sein Neffe David Braunschweig d. J., dem er seine Stieftochter Elisabeth Viscule zur Frau gegeben hatte. Es waren nicht weniger als vier stattliche Häuser mit Buden und Nebengebäuden, davon eines bis in unsere Tage als Sehenswürdigkeit gezeigt, Gärten vor der Stadt, das Gut Wilschenbrook, dicht vor den Toren der Stadt, auf dem beim Bankrott 80 Rinder, 800 Schafe, 100 Schweine, 200 Hühner usw. gezählt wurden, zudem eine große Zahl von Hypotheken, z. B. 10 000 M lüb. beim Rat, zahlreiche Zinsen, Zehnten, dienstpflichtige Bauern in einem halben Dutzend nahe gelegener Dörfer, dazu der große Pfannenbesitz an der Sulze. 1572 lagerten mindestens 24 000 tl. bar im Haus.

Wenn auch gerade die Hoffnung auf eine Beteiligung am lukrativen Siedegeschäft fehlschlug, so sicherte der Pfannenbesitz den Loitz doch einen Einfluß an der Lüneburger Saline, der besonderes Gewicht erhält, wenn man ihn im Zusammenhang mit ihrer Stellung an den übrigen Salzmärkten betrachtet. Mit dem Lüneburger Salz konnte im Nordosten Europas nur das französische Seesalz konkurrieren. An seinem Hauptumschlagplatz,

Danzig, nahmen die Loitz eine gesicherte Vorrangstellung ein. Auf dem Stettiner Markt findet sich das Bayensalz zwar auch schon früh, die Loitz haben es aber zuerst in großem Stil eingeführt, so daß die Ansicht entstehen konnte, sie hätten den Handel damit überhaupt erst aufgebracht. Durch ihre Braunschweigische Verwandtschaft standen sie in nahen Beziehungen zur weniger bedeutenden Kolberger Saline. Sehr viel wichtiger erscheint ihre Beteiligung am Steinsalzbergbau in Wieliczka b. Krakau und den andern galizischen Salzbergwerken.

Die ungewöhnliche Vorrangstellung in Galizien und Lüneburg hatte nicht ohne umfangreiche Finanzgeschäfte mit den Fürsten erreicht werden können. Die Loitz begnügten sich nicht damit. Von dieser breiten Grundlage aus unternahmen sie in einer für jene Zeit unvergleichlich großzügigen Salzhandelspolitik den gewagten Versuch, die Konkurrenz im Nordosten Europas durch Monopole gänzlich auszuschalten.

Das wollte etwas heißen, wo Kaiser und Reich in schärfster Form die Monopoliererei verboten hatten und Papst und Luther sie gleichermaßen mit den heftigsten Worten als unchristlich verdammten. Aber gerade die Mächte, die die Verbote erlassen hatten, waren in ihrer Finanznot am ersten genötigt, sie zu überschreiten; und den oberdeutschen Kaufleuten waren Monopole, Truste, Kartelle bald nichts Ungewöhnliches mehr. Immerhin vermied man, mehr als unbedingt erforderlich davon ruchbar werden zu lassen.

Im Salzhandel, der seit alters zahlreiche Städte und ein Heer von Kaufleuten in Nahrung setzte, konnten die Fürsten beim besten Willen keine neuen Monopole einrichten, ohne durch die unvermeidliche Publizität einen Sturm der Entrüstung zu verursachen.

Es bedurfte eines besonderen Tricks, um diese Klippe zu umschiffen. Zuerst einmal galt es, juristisch eine Möglichkeit zu schaffen. So wurde von den Loitz und ihren Rechtsberatern deduziert: Das Seesalz, in den Hinterlanden meist unbekannt und nur in den Hafenstädten gehandelt und verarbeitet, sei eine neue Ware, deren Einführung nicht nur besonderer Erlaubnis des Landesherrn bedürfe, sondern ihm sogar als Regal selbst zustand (so z. B. in Schlesien). Wo nun aber auch das Seesalz eine altgewohnte Ware war, da mußte eine technische Erfindung der Loitz aushelfen, die in den Privilegien mit großer Geheimniskrämerei behandelt und meist als „gewisse Heimlichkeit beim Salzsieden" umschrieben wurde (z. B. in Dänemark). Es scheint sich um eine Anreicherung etwa vorhandener einheimischer Solen (so in Brandenburg) oder eine Mischung des Seesalzes mit dem billigen Abfall des Steinsalzbergbaus zu handeln (so in Polen und Litauen). Dieser Abfall mußte ebenso wie das als sogen. graues oder grobes gehandelte Seesalz zum Gebrauch im Lande noch einmal umgesotten werden.

Die Loitz ließen sich nun lediglich die Einfuhr des Seesalzes oder auch nur die Anwendung ihrer Heimlichkeit als Monopol verschreiben. Durch den geringen Preis vermochten sie dann leicht die Konkurrenz mit dem Lüneburger Salz und anderen Sorten aufzunehmen, um so mehr, als ihnen die Verbindung mit den Landesherren allein günstige Anlage der Salzkokturen möglich machte. Sie war vom Feuerungsmaterial abhängig, das der landesherrliche Wald in ausreichendem Maße liefern konnte. Die schwer getroffenen Konkurrenten ließen die Monopole der Loitz nicht ruhig über sich ergehen. Von den Händlern des Travesalzes wurde ein ärztliches Gutachten in Umlauf gebracht, wonach das Seesalz kein „recht naturlich Salz und ungesund den Menschen sei". Dieses Abwehrmittel konnte den Danziger und Stettiner Kaufleuten wenig helfen, die gerade das Seesalz handeln wollten und mit ihrer Ware an den Grenzen Brandenburgs und Polens angehalten wurden. Sie werden dafür gesorgt haben, daß sich allenthalben gegen die Monopoliererei der Loitz ein heftiger Unwille erhob. In Schlesien sah sich der Kaiser als Landesherr durch das Drängen seiner Stände schließlich genötigt, das den Loitz und ihrer Gesellschaft zugestandene Monopol nach einigen Jahren wieder aufzukündigen. Und obwohl die Loitz eine Anleihe von 60 000 Tlrn. boten, mußte er angesichts der auf-

geregten Stimmung im Lande den Salzhandel in eigene Regie übernehmen. Inzwischen hatten aber die Loitz beim Kurfürsten von Brandenburg ein Privileg ausgebracht, wonach es ihnen allein erlaubt war, Seesalz durch die Mark zu führen. Stettin nahm sich seiner Kaufleute, denen ihre Salzkähne in Oderberg festgehalten wurden, sehr energisch an. Als Vergeltung arrestierte es zwei Salzschiffe der Loitz und drohte ihnen mit Aufkündigung der bürgerlichen Freiheit. Zudem sperrte es die Oder für Seesalz, und als sich zu diesen noch andere Ärgernisse mit der Mark gesellten, die Oderschiffahrt überhaupt. So entstand die brandenburg-pommersche Handelssperre von 1562, die mit einer diplomatischen Niederlage Pommerns endete.

Der Kaiser fand die Loitz, deren brandenburgisches Privileg ihm sehr unbequem wurde, durch eine Verpflichtung ab, sechs Jahre hindurch je 3000 Last Seesalz, pro Last einen Taler über Preis, von ihnen zu beziehen, ihnen also in Summe 18 000 Taler mehr zu zahlen. Diese Regelung kam in praxi einem Monopol ziemlich gleich, obschon sich auch fernerhin die Loitz um dessen nominelle Erneuerung bewarben.

In Polen konnten die Loitz schon frühzeitig Vergünstigungen im Salzhandel durchsetzen. Es sollten ihnen von einer größeren Anleihe 30 000 Taler mit galizischem Salz erstattet werden, zudem erhielten sie die Erlaubnis, 600 Last Seesalz jährlich zollfrei nach Litauen einzuführen. Später wird ihnen alles ruthenische Grobsalz, das nach Bromberg gelangte, verschrieben. 1560 erhielten sie ein königliches Privileg, vier Jahre lang in Thorn und Bromberg Seesalz versieden zu dürfen. 1569 endlich werden ihnen die Salzkammern zu Bromberg und Thorn selbst überwiesen, um dort das galizische mit dem Seesalz gemischt zu versieden. Ferner wird ihnen eingeräumt, weitere Kokturen in Polen einzurichten, was sie auch getan haben, u. a. in Kossalitz, wo sie ein Alaunbergwerk betrieben. Von ihrem Salzfaktor Hans Ept sind noch verschiedene Abrechnungen des Betriebes der Bromberger Koktur erhalten. Diesem als Monopol verschriebenen Handel gehen schärfste Einfuhrverbote des Seesalzes nebenher. Die Danziger Kaufleute haben alles versucht, die Sperre zu brechen, aber ausgerichtet haben sie nichts. Die Loitz selbst haben durch ein mit Kanonen und Soldaten besetztes Schiff dafür gesorgt, daß kein Danziger mit Seesalz auf der Weichsel von Preußen nach Polen vordrang.

Das großartigste Privileg, das den Loitz nicht weniger als 100 000 Last grobes Salz aus den galizischen Bergwerken verschrieb, datiert gerade aus den Tagen ihres Bankrotts. Es war ihnen noch eine Reihe von Jahren hindurch vergönnt, davon Nutzen zu ziehen, ehe sich seiner die Gläubiger bemächtigten. Das Salzbergwerk Großsalze (Wieliczka) ist übrigens der einzige Ort, wo der Name der Loitz (als Bezeichnung für einen Schacht) bis heute fortlebt.

Über das dänische Salzprivileg ist bisher nicht mehr als die Tatsache bekannt. Da die Loitz mit dem dänischen König schon 1568 in schweren Konflikt gerieten, dürfte auch der dortige Salzhandel damals sein Ende gefunden haben. Zugleich aber begegnete die Bayenschiffahrt den größten Schwierigkeiten. Die Ungnade des Königs wirkte sich dahin aus, daß die Loitz dem Zöllner von Helsingör doppelte Abgaben zahlen sollten. Der nordische Krieg hatte schon ohnedies so viele Lasten und Gefahren mit sich gebracht, daß die Rentabilität des Seesalzhandels immer geringer wurde. Der Kaiser wandte sich zu allem Unglück mit seiner schlesischen Salzhandlung dem Elbweg zu; der zwischen Stettin und Frankfurt a. d. O. im Jahre 1572 erneut ausgebrochene Handelskrieg führte zu guter Letzt zu einer erneuten völligen Sperrung der Oderschiffahrt.

Das erstrebte Ziel eines nordosteuropäischen Salzmonopols haben die Loitz nicht verwirklichen können, aber denkwürdig wird ihr Versuch doch bleiben, auch wenn die mühsam geschmiedete Kette schon nach wenigen Jahren zersprang.

An Großartigkeit der Zeugnisse steht der zweite Haupthandelszweig, mit Getreide, kaum

hinter dem mit Salz zurück, nur läßt sich hier nicht eine solche planmäßige Handelspolitik beobachten.

Die Voraussetzung des Getreidehandels waren nicht Finanzgeschäfte mit Fürsten und Monopole, sondern die Verbindung mit dem Landadel, der gerade zur Blütezeit der Loitz von der Grund- zur Gutsherrschaft überging und dadurch fähig wurde, Getreideexport in großem Stil zu betreiben. Es läßt sich gleichmäßig bei allen adligen Getreideproduzenten eine oft erstaunlich schnelle Kapitalanhäufung beobachten. Gebiete, die in ihrer Armut bis dahin wirtschaftlich kaum bekannt waren, wiesen bald eine Fülle adliger Kapitalisten auf. Der beherrschende Getreidemarkt im Ostseegebiet war Danzig. Er wurde beliefert von Preußen, Pommern, Kujavien, in weit geringerem Maße vom übrigen Polen. Die auf Import angewiesenen menschenreichen Niederlande versorgten sich auf dem Danziger Markt, und so entschied der Ausfall der preußischen Ernten, ob ein Notjahr in Westeuropa sein würde oder billige Zeit. Auch in Stettin wurden ansehnliche Getreidemengen umgeschlagen. Sein Hinterland waren außer Pommern die Neumark, Uckermark, Mecklenburg, von Polen nur die nächstgelegenen Gebietsteile.

Mit den Adelsfamilien dieser Lande traten die Loitz in engste Beziehungen, mit einer nicht geringen Zahl waren sie durch enge Familienbande liiert. Da es nicht den adligen Gewohnheiten entsprach, sein Getreide selbst weiter zu verhandeln oder gar zu verschiffen, so schätzte man sich glücklich, in den Loitz einen zahlungsfähigen und zuverlässigen Abnehmer gefunden zu haben. Gern bediente man sich ihrer Geschäftsvermittlung. Für viele, die mit der Technik des Geldverkehrs wenig vertraut waren, besorgten die Loitz als Bankiers ihre gesamten Geldgeschäfte.

Die kapitalbildende Kraft der Getreidegroßproduktion ist bisher wenig bekannt und untersucht. Die dadurch erzielte beträchtliche Akkumulation von Barvermögen, die der Adel der Ostseegebiete von Holstein bis zum Baltikum verbuchen konnte, sollte indessen nur die Etappe zu weit höherem Aufstieg bis zu riesigen Ausmaßen mit Auswirkungen auf den gesamteuropäischen Kapitalmarkt werden. Weit mehr als Getreideproduktion und Handel entsprach den adligen Neigungen der Kriegsdienst. Dieser konnte zu einem Geschäft größten Stils genutzt werden, wenn man als Oberst ein Regiment Reiter zu unterhalten und zu besolden imstande war. Dazu bedurfte es nicht nur kriegstechnischer Kenntnisse und tapferer Herzen, sondern nicht minder eines großen ökonomischen Geschickes oder, da dies nicht häufig in gleichem Maße entwickelt war, eines leistungsfähigen Bankhauses. Die Loitz haben sich an diesem größten, aber auch gefährlichsten Geschäft ihrer Zeit versucht. Sie haben es in intimer Verbindung mit ihren großen Kriegs- und Staatsanleihen betrieben, von denen noch zu sprechen sein wird. Einer der berühmtesten dieser Condottieri, der Reiteroberst Reinhold von Krockow, auf allen Kriegsschauplätzen Europas erprobt, war mit der Tochter des Michael Loitz verheiratet; auch mit dem als Heerführer bei der Belagerung von Danzig durch König Stephan Bathory bekannt gewordenen Obersten Ernst Weyher waren sie nahe verwandt, ebenso mit dem Schwarm der Kriegsmänner, den der Adel Pommerns und Preußens sowie der benachbarten Gebiete damals auf die Schlachtfelder jener Tage entsandte. Die großen Finanzgeschäfte der Loitz mit den Grafen v. Mansfeld hatten den gleichen Hintergrund. Um welche Summen es sich dabei handelte, mag die Forderung des Obersten Reinhold von Krockow an die Krone Frankreichs illustrieren. Sie belief sich 1570 auf über 500 000 Gulden. Um ihre Bezahlung prozessierten die Erben des Kriegshelden noch im 19. Jahrhundert vergeblich.

Man kann geradezu von einem kapitalistischen Zeitalter des Adels der Ostseegetreideländer sprechen. Das Bank- und Handelshaus der Loitz ist weitgehend die unerläßliche Voraussetzung dieser Entwicklung. Der kapitalistische Adel ist nicht ohne die Loitz, diese aber umgekehrt sind nicht ohne ihn denkbar. Stephan Loitz konnte in diesem Sinne

mit Recht die pommerschen Adligen daran erinnern, daß sie durch die Loitz überhaupt erst zu Geld gekommen seien. Noch eine bis zwei Generationen vorher zeigt sich auf den Schlössern und Gütern der Familien, die dann in der Blütezeit mit großen Kapitalien umgehen, ein Bild größter materieller Dürftigkeit und oft auch geistig äußerst beschränkter Verhältnisse. Die Enkel studieren, unternehmen Kavaliersreisen bis in fernste Länder, tragen prunkvoll ihren Reichtum zur Schau und bauen ihre Wohnsitze fürstlich aus. Das kleine Städtchen Stolp, inmitten der Schlösser und Güter gelegen, auf denen die Getreidegroßproduzenten und Condottieri saßen, war von den Loitz dazu auserwählt worden, in regelmäßigen Abständen die Rolle einer Geldbörse größten Stils zu spielen. Die Umsätze, die auf diesen „Stolper Umschlägen" zwischen den Loitz und ihren adligen Kunden erreicht wurden — an einem Tag oft weit über 100 000 Taler — sind ohne Beispiel im hansisch-niederdeutschen Wirtschaftsgebiet. Über das Hebewerk dieser Umschläge wurden die Kapitalien für die großen Staatsanleihen aus den pommersch-westpreußischen Adelsfamilien herausgepumpt, die wiederum vermöge des Zinsendienstes und für Großlieferungen an Getreide erhebliche Barsummen, wie sie vorher (und nachher) im Lande unbekannt waren, in die Hand bekamen.

Einige Beispiele mögen vom Getreidehandel der Loitz Zeugnis ablegen. Alljährlich zogen aus dem Hinterlande die Korntransporte der Loitz den Seehäfen zu, um von dort nach Westen verfrachtet zu werden. Wenn die Kolonnen einmal gar zu groß wurden, dann bemächtigte sich Unruhe des Volkes, das Teuerung und Hungersnot befürchtete. So waren 1556 besonders große Mengen die Warthe herunter gekommen und in Stettin verschifft worden. Mit Mühe konnte der Rat einen Aufruhr verhindern durch das Versprechen, die „Monopoliten" zu strafen. Als obendrein eine weitere Kornlieferung des Administrators des Bistums Lebus für die Loitz eintraf, gab es gewaltsame Auftritte. Die Gewerke legten neben das Schloß des Rates ein eigenes an den Oderbaum, um die Ausfuhr zu verhindern. Eine erregte Menge zog vor das Rathaus und nahm drohende Haltung an. Aber der Rat fand tatkräftige Unterstützung beim Herzog. Ohne Zugeständnis mußte die Menge weichen. Diese Vorfälle wiederholten sich. Vielleicht um ihnen aus dem Wege zu gehen, führten die Loitz 1559 das in großen Mengen in der Uckermark aufgekaufte Getreide nach Ückermünde. Aber die zum Verladen nötigen Kähne und Leichter hielt Anklam fest und protestierte gegen die mit seinen und den Stettiner Privilegien unvereinbare Ückermünder Schiffahrt. Die Loitz sahen sich gezwungen, das Getreide, soweit es nicht im Kloster zu Pasewalk lag, in Ückermünde aufzuspeichern. Sämtliche Speicher, Böden, selbst der herzogliche Marstall, den der dortige fürstliche Hauptmann Dr. Balthasar vom Wolde, Schwager der Loitz, zur Verfügung gestellt hatte, reichten nicht aus. Endlich gelang es, Leichter zu beschaffen; und nun wurde aus den täglich anrollenden Wagen direkt in die Schiffe umgeladen. Indessen fand in Anklam ein eilig zusammenberufener Tag der interessierten pommerschen Städte Stralsund, Stettin, Greifswald, Demmin und Pasewalk statt; es wurde der Beschluß gefaßt, das Getreide bis auf herzoglichen Entscheid zu beschlagnahmen. Nach langem Streit gaben die Loitz nach, indem sie pro forma zwei Leichter bis vor die Stadt Stettin führten. Das Ausladen blieb ihnen „wegen des ohnehin schon großen Mutwillens der Träger" erspart. Erst dann wurde ihnen gestattet, das Korn in die vorm Tief liegenden Hochseeschiffe zu laden.

Gerade im selben Jahr, als in Stettin der Auflauf gegen die große Kornausfuhr der Loitz stattfand, hatten sie einen gleichen Sturm in Südfrankreich, in Lyon auszuhalten. Stephan Loitz hatte gelegentlich seiner politischen Tätigkeit Beziehungen zum französischen Königshof angeknüpft und von König Heinrich II. 1556 einen Paßbrief ausgebracht, wonach er 2000 Last Weizen über Marseille ausführen durfte. Zu diesem Geschäft trat Stephan Loitz mit den Gebrüdern Hans und David Weyer zu Augsburg und Lyon in Sozietät, und es wurde nun ein „großmächtiger hauffe getreide" in Lyon zusammen-

gebracht und aufgespeichert. Auch der Geschäftsfreund der Loitz in Paris und Straßburg, Jürgen Obrecht, scheint in den Handel verwickelt gewesen zu sein. Der Aufkauf und die Besorgung der Schiffe in Marseille ging ohne Reibung vonstatten, aber als der Weizen abtransportiert wurde, gerieten die Einwohner wie die Stettiner in Erregung, so daß der Rat aus Besorgnis eines allgemeinen Volksaufruhrs ein Ausfuhrverbot erließ. Der Weizen mußte letztlich mit Schaden verkauft werden. Die Gebrüder Weyer kamen darüber zu Fall. 1557 stellten sie ihre Zahlungen ein. Da die Gesellschaft „Stephan Loitz und Gebrüder zu Danzig und Stettin und Hans und David die Weyer zu Augsburg und Lyon" in Frankreich eine größere Anleihe aufgenommen hatte, wurden auch die Loitz stark in Mitleidenschaft gezogen.

Diese Beispiele mögen zur Illustrierung des Getreidehandels genügen.

Noch eine dritte Massenware hat eine Rolle im Handel der Loitz gespielt, allerdings erst in ihrer letzten Zeit, der mit Waldwaren aller Art, Holz, Pottasche, Teer. Auf Grund ihrer Finanzgeschäfte mit dem polnischen König brachten sie schon vor 1564 Privilegien auf Waldwaren aus. Auch der Waldwarenhandel wurde in größtem Stil und mit Einsetzung gewaltiger Mittel betrieben. Schließlich lag die ganze königliche Waldwarenausfuhr aus Litauen monopolisch in ihren Händen. Später wurde der Vorwurf erhoben, sie hätten nicht recht und ehrlich gewirtschaftet, da der am Gewinn durch gewisse Abgaben beteiligte König jahrelang leer ausging. Es scheint, als ob die daraufhin erfolgte Liquidierung des Waldwarenmonopols nicht unwesentlich zum Bankrott beigetragen habe.

Mit dem Salzhandel waren die Loitz schon zur Montanindustrie übergegangen; sie ließen sich auch sonst den reichen Gewinn nicht entgehen, den diese bot.

Bei ihrer Beteiligung im Kupferbergbau dringen die Loitz in die oberdeutsche Domäne ein. Auf den Gruben Tirols, Ungarns und des Harzes haben die Fugger ihre Weltgeltung begründet. Die Loitz haben sich an zweien gleichfalls versucht, am Mansfelder Bergbau und in Ungarn. Beim Einsatz ihrer Mittel im Harz kam ihnen zugute, daß sie mit den Landesherren, den trotz der reichen Gruben ewig geldbedürftigen Kriegsleuten Grafen v. Mansfeld, eng befreundet waren. Zusammen mit einer der ersten oberdeutschen Firmen, den Manlich, sind sie an einem Unternehmen von 300 000 tl. Kapital beteiligt gewesen, leider war die Höhe der eigenen Einlage nicht zu ermitteln. Die Manlich, die ihre Faktoreien bis weit in den Orient vorgeschoben haben, brachen 1570 zusammen, und die Loitz dürften dabei schweren Schaden genommen haben. Noch höher war das Kapital eines anderen Kupferbergbauunternehmens ebenfalls im Harz, von dem sich noch die Anschläge im Loitzischen Archiv gefunden haben. Nicht weniger als 500 000 Gulden waren von den Gesellschaftern, zu denen insbesondere mitteldeutsche Großkaufleute gehörten, aufzubringen. Wir finden sehr bald die Loitz in schwierigen prozessualen Auseinandersetzungen mit ihren Geschäftsfreunden, die z. T. völlig ins Unglück geraten waren. Das Unternehmen endete also mit einem bösen Fehlschlag.

In Ungarn scheint es besser geglückt zu sein. Es handelt sich dabei nicht um dieselben Gruben, die die Fugger abbauten. Dort war kein Platz mehr für die Konkurrenz. Die eigenen Loitzischen Bergwerke müssen in Siebenbürgen gelegen haben, so werden sie jedenfalls bezeichnet. Noch in der letzten Zeit werden ansehnliche Erträge in den Handelsbüchern verbucht.

Auch in Schweden haben sich die Loitz im Bergbau betätigt, nachdem es ihnen gelungen war, ein Privileg vom König Gustav Wasa auf ein Kupferbergwerk zu erhalten. Angesichts der Parteinahme der Loitz im Nordischen Krieg dürfte ihre Vergünstigung schon 1563 kassiert worden sein.

In Dänemark hatten sich 1561 die Loitz die Erlaubnis erwirkt, zwei Schiffe nach Island zu senden, um Schwefel zu holen. Das war um so bedeutsamer, als der König ein Jahr vorher den isländischen Schwefelhandel in eigene Hände zu nehmen beschlossen hatte. Ein Ver-

bot an Lübeck, Bremen und Hamburg war ergangen, Schwefel in Island zu holen, und die Isländer wurden angewiesen, nur die vom König zugelassenen Kaufleute zu versorgen. Die Loitz brachten es noch im selben Jahr dahin, daß ihnen der gesamte isländische Schwefelhandel als Monopol übertragen wurde. Die Läuterung mußte vertragsgemäß in Kopenhagen geschehen; verkauft wurde der gereinigte Schwefel gewöhnlich in den Niederlanden. Das Monopol erzeugte in den Hansestädten böses Blut, es erfolgten gegenseitige Schiffsarreste, und fast wäre es zum offenen Krieg zwischen den Hansen und Dänemark gekommen. 1568 fielen die Loitz in Dänemark in Ungnade, damit war auch das Ende des isländischen Monopols besiegelt.

Fast scheint es so, als seien die Loitz auch in England in der Montanindustrie tätig gewesen. Jedenfalls vermochten sie Blei aus den englischen Gruben in beliebiger Menge und kurzer Frist zu liefern, z. B. deckten sie damit den Bedarf der kursächsischen Hütten in Joachimsthal.

In Westpreußen betrieben die Loitz ein Alaun- und Kupferwasserbergwerk, das, wie Stephan Loitz angibt, jährlich 1500 Zentner Alaun zu liefern imstande war. Ihr Faktor Bernd Eringer hatte es 1552 entdeckt. Er leitete auch den Bergwerksbetrieb und später die Salzkoktur in Thorn. Die Einrichtungen des Bergwerks werden durch die noch erhaltenen Rechnungen interessant beleuchtet.

Um das sehr wichtige preußische Bernsteinmonopol, das allerdings nicht mehr ganz in diesen Zusammenhang gehört, da der Bernstein damals noch nicht durch Bergbau gewonnen wurde, haben sich die Loitz vergeblich beworben. Der Danziger Paul Köhne-Jaski wußte ihnen beim Herzog den Rang abzulaufen und hat damit den Grund zu einem stolzen Handel gelegt.

Scheint schon die Beteiligung an der Montanindustrie in ihrer geographischen Buntheit der traurigen Verkehrsverhältnisse des 16. Jahrhunderts zu spotten, so ergibt eine Betrachtung der übrigen Handelszweige, daß die Loitz sich so ziemlich mit allem, was Geld einbrachte, befaßt haben, ohne Rücksicht auf Fremdartigkeit der Ware und des Orts.

In dieser Hinsicht verdient ein von Stephan Loitz zwischen dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und dem Fürsten der Walachei vermittelter Ochsenhandel Beachtung. Der Fürst der Walachei verpflichtete sich, 15 000 Ochsen zu liefern. Stephan Loitz sollte die Kaufsumme, 16 000 tl., nach Lemberg hinüberwechseln und dort die riesige Herde übernehmen. Damit sollte ein Teil der kurfürstlichen Schulden, für die den Loitz die Grafschaft Ruppin verpfändet war, abgetragen werden. Tatsächlich wurden an der walachisch-polnischen Grenze über 15 000 Ochsen zusammengebracht, aber zwischen Stephan Loitz und den kurfürstlich-brandenburgischen Vertretern entstand Streit, infolgedessen die Bezahlung der Ochsen nicht erfolgen konnte. Ein längeres Zusammenhalten der Herde war wegen des Mangels an Futtermitteln unmöglich, sie mußte wieder fortgetrieben werden. Der schwergeschädigte Fürst der Walachei ließ in seinem Ärger die brandenburgische Bedienten und Treiber an der Grenze gefangen nehmen und behielt sie als Repressalie in Gewahrsam. So endete der Handel mit einem großen Krach. Als gar Michel und Hans Loitz in Berlin erschienen und die Grafschaft Ruppin und Entschädigung für den Wechsel nach Lemberg forderten, ließ sie der Kurfürst in den Turm werfen und später gegen Bürgschaft bei ihrem Berliner Geschäftsfreund Lindholz unter Bewachung halten. Nach einem wenig anständigen Schacher versöhnte sich der Kurfürst mit den Loitz dank der Vermittlung der pommerschen Herzöge.

Vor die sonderbarsten Aufgaben wurden die Loitz dadurch gestellt, daß sie, wie in Berlin und Polen, als Lieferanten für die gesamten Bedürfnisse des Hofhalts fungierten. Nicht nur die Hofkleidung sämtlicher Beamten und Diener, auch Lebensmittel, Weine, Baumaterialien u. a. erscheinen in den Rechnungen. Der polnische König hatte sich für Beschaffung einer mit Smaragden besetzten Königskrone zu bedanken, für gelieferte

Kleinodien war er ihnen 60 000 Taler schuldig. Ein andermal erhält er eine lebendige Löwin geliefert. Viel Aufhebens wird von einem Einhorn (wohl einem Mammutzahn) gemacht, das als besondere Kostbarkeit galt. Den Bedarf an wertvollen Pelzen deckten die Loitz selbst in Narva an den Grenzen des Ursprungslandes Rußland.

Auch als Kriegslieferanten haben sich die Loitz betätigt. Nicht nur, daß sie etwa die dänische Armee und Flotte mit Bier versorgten, sie haben ihr auch Kriegsmaterial zugeführt. Zwei damit befrachtete Schiffe der Loitz wurden 1564 auf der Fahrt nach Dänemark von den schwedischen Ausliegern gekapert. Dem Kurfürsten von Brandenburg rüsteten sie die zum guten Teil vom Gelde ihrer Anleihen neu erbaute Festung Spandau mit Pulver, Kanonenkugeln und Feldschlangen aus. Das Pulver scheinen sie sogar selbst fabriziert zu haben. Im Dienst des polnischen Königs armierten sie in Danzig eine ganze Flotte von Freibeuterschiffen zum Kaperkrieg. In den Handelsbüchern der Danziger Filiale finden sich noch die Zahlungen an die Kapitäne und für die Ausrüstungsgegenstände.

Die Loitz haben die Berührung mit der großen Politik nicht gemieden, Stephan scheint sie geradezu gesucht zu haben. Politische Ehen einzufädeln lag sicher nicht mehr im unmittelbaren geschäftlichen Interesse des Hauses, eher schon, wenn er etwa als Friedensunterhändler des polnischen Königs den nordischen Krieg liquidieren half. Meist zeichnen sich Stephans politische Unternehmungen durch einen Stich ins Abenteuerliche aus; an den Konspirationen seiner Zeit hatte er lebhaften Anteil. Als Parteigänger Markgraf Albrechts und Teilnehmer an Grumbachs Putsch, für dessen deutsches Adelsparlament übrigens auch die Loitz ausersehen waren, zog sich Stephan die Acht und Verfolgung durch den Kaiser zu, der er nur in abenteuerlicher Flucht entrann.

Bei den Europa umspannenden Interessen des Hauses war eine gute Betriebsorganisation notwendig. Eine große Zahl von Faktoreien ist bekannt geworden, als wichtigste können die zu Antwerpen, Kopenhagen, Kalmar, Hamburg, Lübeck, Breslau, Leipzig, Prag, Frankfurt a. M. und Krakau gelten. Aus der Amsterdamer war noch eine Abrechnung in tadelloser doppelter Buchführung erhalten. Mit den großen Geldmärkten Nürnberg, Antwerpen, Leipzig usw. bestanden dauernde Verbindungen. An der Börse zu Lyon sollen sie Gewinne bis zu 30 Prozent erzielt haben.

Um das Erworbene zu sichern, haben sich die Loitz früh dem Güterkauf zugewandt. Zumeist suchten sie den säkularisierten Besitz aufgehobener Klöster an sich zu bringen, z. B. im Mansfeldischen das Klosteramt Sittichenbach, ähnlich in Mecklenburg die Doberanischen Güter, in Preußen die von Oliva und Karthaus. Ganze Ämter wurden ihnen von den Fürsten verpfändet und übereignet. Kaum weniger als 60 oder 70 Güter und Ortschaften dürften ihnen zuletzt vom Harz bis nach Preußen und tief nach Polen hinein gehört haben. Ein geschlossenes Gebiet lag im Danziger Gebiet und macht einen nicht unwesentlichen Teil des Großen Werders aus. Den Hauptort Tiegenhof hatten die Loitz neu begründet, nachdem sie das überschwemmte Gebiet von holländischen Mennoniten hatten entwässern und zu einer Musterwirtschaft umwandeln lassen. Das Tiegenhöfer Schloß stand noch im 18. Jahrhundert, seitdem sind nur noch die Kellergewölbe erhalten.

An die Seite des Landbesitzes traten kostbare Häuser, Speicher, Gärten in den drei Städten Stettin, Danzig und Lüneburg, aber auch anderorten, z. B. Warschau.

Als Voraussetzung des Handels, Reichtums und Gütererwerbs haben wir immer wieder das Finanzgeschäft mit den Fürsten gefunden. In Brandenburg, Polen, Dänemark, Pommern sind die Loitz so etwas wie Hof- und Staatsbankiers gewesen. Auch die übrigen nordosteuropäischen Fürstenhäuser (z. B. die Herzöge v. Mecklenburg, Herzog Albrecht v. Preußen, der Erzbischof Wilhelm v. Riga) finden sich in mannigfaltigen Beziehungen zu ihnen. Ähnliche Geschäfte mit dem Abt von Oliva und dem Prior des Klosters Karthaus brachten ihnen reichen Pfandbesitz an Klostergütern ein.

In dieser Übersicht müssen wir es uns versagen, näher auf die Entwicklung der weitschichtigen Finanzgeschäfte einzugehen. Am genauesten nachprüfen lassen sich die mit dem Kurfürsten von Brandenburg, denen ich eine besondere Darstellung gewidmet habe.

Fast an allen Höfen nahmen die Staatsanleihen der Loitz dasselbe Ende. Die Fürsten vermochten den aus kleinen Anfängen bald zu Riesenbeträgen aufgeschwollenen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen. Sie halfen sich damit, daß sie den Loitz vorwarfen, sie hätten sie durch unlautere Machenschaften übervorteilt. Solche Gläubiger sollten froh sein, wenn man sie nicht obendrein bestrafte. Zurückgezahlt wurde nichts, ja man inszenierte zu gleichem Zweck wohl lieber so etwas wie einen Staatsbankrott. Es ist allerdings zu beobachten, daß die Loitz ihren Vorteil, auch an den Maßstäben jener Zeit gemessen, recht gut zu wahren verstanden. Durch eine Verkettung unglücklicher Zufälle wurde einmal im Brandenburgischen ihrem Berliner Geschäftsfreund Andreas Lindholz seine Lade beschlagnahmt. Darin fanden sich nicht nur ungeahnte Reichtümer an Juwelen, sondern auch seine Handelskorrespondenz der letzten Jahre, vorwiegend mit den Loitz. Die ergab — und ergibt heute noch — einen interessanten Einblick in die Geschäftsgebarung der Loitz-Lindholz. Beamtenbestechung, allerlei Unregelmäßigkeiten, sogar etwas, das einer Urkundenfälschung ähnlich sah, kamen dabei zu Tage. An sich schlimm genug, dürfen diese Dinge nicht zu tragisch genommen werden. Um die Geschäftsmoral war es damals schlecht bestellt, und es finden sich keine Beweise, daß es die Loitz schlimmer als ihre Zeitgenossen in gleicher Lage getrieben haben. Bezeichnenderweise söhnte sich der Kurfürst auch wieder mit ihnen aus, aber nach seinem 1571 erfolgten Tode weigerte sich der Kurprinz mit Berufung auf diese Vorgänge, die Schuldenlast des Vaters bei den Loitz und Lindholz zu übernehmen. In einem scharfen Edikt warf er ihnen die schlimmsten und ehrenrührigsten Handlungen vor. Einigen z. T. wirklich finsteren Berliner Geldmännern seines Vaters zahlte er mit Feuer und Schwert.

Schon drei Jahre vorher war es mit dem dänischen Könige zum Bruch gekommen, auch hier hatten die Loitz hohe Kapitalien ausstehen. Der Herzog Albrecht von Preußen schuldete auf Grund von Geschäften, die bis 1557 zurückreichen, den Loitz im Jahre 1566 nicht weniger als 198 000 Taler. Zwar erfolgten Rückzahlungen, aber ein Rest blieb unbeglichen, und die ihnen verpfändeten Güter wurden entschädigungslos und offensichtlich nicht zu Recht enteignet. Der schwerste Schlag aber traf sie in Polen. Die verwickelten Berechnungen lassen nicht genau erkennen, ob sich ihre Kriegsanleihe gegen Rußland auf 2 oder 300 000 Taler belief, außer der von ihnen vermittelten 100 000-Taler-Anleihe der pommerschen Fürsten. Die 1572 eingetretenen Zahlungsschwierigkeiten hätten nicht zu einem so fürchterlichen Ende führen müssen, wenn nicht im selben Jahr der polnische König Sigismund August gestorben und ein mehrjähriges Interregnum gefolgt wäre. Stephan Bathory, der sich endlich 1576 als König durchzusetzen wußte, war weder imstande noch gewillt, die große Last zu übernehmen. Bezüglich der von den pommerschen Herzögen gewährten Anleihe wurde eine Erklärung des polnischen Staatsschatzes vorgeschützt, daß diese Summe nirgends als Einnahme verbucht sei und so eine persönliche Anleihe König Sigismund Augusts darstelle, für die der nachfolgende König nicht aufzukommen habe. Wenn er gleichwohl schließlich noch große Salzprivilege hergab, so war es inzwischen zu spät geworden. Die Loitz hatten nicht mehr die Mittel, die zu seiner Auswertung nötig waren.

Der Ausfall der Zahlungen an einem der großen Höfe nach dem andern konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Den schon länger drohenden Zusammenbruch führten schließlich die großen polnischen Ausleihen herbei. Nicht ohne Einfluß war gewiß die westeuropäische Finanzkrise. Unmittelbar mußte es sich auch auswirken, daß der Schwager Rein-

hold v. Krockow seine Forderung von 500 000 Gulden aus dem französischen Kriegsgeschäft nicht eingelöst erhielt.

In dem Maße, wie sich die fürstlichen Kontrahenten ihren Verpflichtungen entzogen, mußte die Lage der Loitz in den Stolper Umschlägen schwierig und schwieriger werden. Hans d. Ä. Loitz vermerkt bitter, daß letztlich Jahr für Jahr Tonnen Silbers nach Preußen überwiesen wurden, um den Anforderungen der Umschläge zu genügen. In diese sei auch der Brautschatz seiner Ehefrau eingegangen. Schon seit 1569 seien die Umschläge verlustreich verlaufen. Wie knapp das Geld im Jahre 1571 bereits geworden war, beweist die Äußerung desselben Hans d. Ä. Loitz, daß die Loitz an diesem Umschlag 17 000 Taler hätten zahlen sollen und nur für 2000 Taler Rat gewußt hätten! Vielleicht wäre es schon auf diesem Umschlag zum offenbaren Zusammenbruch gekommen, wenn nicht einige große Gläubiger, wie z. B. der Landvogt zu Stolp Georg Ramel, sich den Loitzen gegenüber „ihrer Ungelegenheit halben" geduldig erwiesen hätten. Sie waren über die Ursache der „Ungelegenheit" genügend unterrichtet, um zu erkennen, daß hartes Zugreifen die Sache nur verschlimmern konnte. Sie boten ihre pommerschen Fürsten, ihre Freundschaft und Beziehungen auf, um auf den polnischen Reichstag einzuwirken. Ihre Gesuche erweisen die klare Erkenntnis der Lage: sie wußten, daß ein Mißerfolg sie selbst zu Fall bringen und das ganze Land ins Unglück stürzen würde.

Andere zeigten weniger Geduld. Ein Urteil, das die Gebrüder Jasmund gegen die Loitz erzielten — es wird davon noch zu handeln sein — gab wohl das Signal zu Kapitalaufkündigungen. Angesichts der Zahlungsunfähigkeit der Loitz wurden die Bürgen zur Leistung oder zum adligen Einlager aufgefordert. Nun konnten sich auch die Geduldigen dem Zwang nicht mehr entziehen.

Angesichts der kommenden Katastrophe machte am 10. März 1572 der verdiente Rat des Pommernherzogs Johann Friedrich, der Kanzler Jakob von Zitzewitz, mit den Loitz durch zahlreiche Bande verbunden (sein Bruder Joachim war einer jener pommerschen Condottieri), seinem Leben ein Ende in Vorahnung des Elends, das seiner Heimat und seinen Verwandten unabwendbar bevorstand, und im Bewußtsein, daß er dafür ein gut Teil der Verantwortung trug.

Das Signal zum Sturm gab Hans d. Ä. Loitz, als er am 21. März mit Weib und Kindern Stettin verließ, um sich durch Flucht nach Polen den Gläubigern zu entziehen. Sofort entbrannte der Krieg aller gegen alle. Prozesse in unübersehbarer Zahl, ja Gewalttaten aller Art entstanden und trennten alte Freunde und nächste Verwandte.

Schon nach kurzer Frist mußten die größten der adligen Kapitalisten, Krockow, Ramel, Dewitz, Zitzewitz, Manteufel, Weiher, v. d. Osten u. a. m. ihre Zahlungen einstellen. Die Passiven der Loitz werden von Friedeborn auf zwei Millionen Taler geschätzt. Die Zahl ist urkundlich gut belegt. Die Gläubiger machten sich zumeist in tumultuarischen Verfahren über die Aktiven her, nur in Polen vermochten sich die Loitz noch längere Zeit zu halten. Hans starb schon bald nach dem Unglück, seine Briefe lassen erkennen, daß es für seine weichere Natur zu schwer war. In Danzig hatte nach dem Tode Michels und Simons der ursprünglich zum Nachfolger des Nikolaus Kopernikus ausersehene und bereits als dessen Koadjutor bestellte Hans d. Jüngere (IV.) die Geschäfte übernommen. Auch er hat den Bankrott nicht lange überlebt; er starb 1579 zu Tiegenhof, während sich vor dem Schloß lärmende Streitigkeiten der auf Inmission drängenden Gläubiger abspielten.

Nur Stephan hielt auch diesem ärgsten Stoß seines Lebens stand. Nach dem Ausgang des Stolper Umschlags des Jahres 1571 konnte ihm der künftige Gang der Ereignisse nicht verborgen sein. Sein letztes Bestreben war, noch vor der Katastrophe für sein einziges Kind, Beata Loitz, zu retten, was zu retten war. Im Herbst 1571 begab er sich deshalb nach Lüneburg, wo seine Tochter in jenem „stattlichen" Haus lebte, das aus Sanckenste-

descher Erbschaft stammte und am Markt an der Ecke der Neuen Münze dicht gegenüber dem Rathaus gelegen war. Dort hatte Stephan einst für ein Jahrzehnt sein Heim gefunden. Nach dem Tode seiner Frau war es ihm anscheinend verleidet, er kehrte nur selten noch darin ein. David Braunschweig, Sohn seiner Schwester und Gatte seiner Stieftochter, konnte seitdem als Herr des Hauses gelten. Nachdem Stephan Loitz ein Söhnchen schon nach einem Jahr durch den Tod verloren hatte, stand ihm außer seiner Tochter Beata kein Mensch verwandtschaftlich so nahe wie David Braunschweig. „Ick hebbe di vor einen Sohn angenahmen unde wil id aller Billichkeit richten unde also maken", versicherte er ihm 1557 kurz nach dem Tode seiner Frau Beata. Aber ein rechtes Vertrauensverhältnis scheint die beiden doch nicht verbunden zu haben. In der Krise jedenfalls hatte es keinen Bestand. Vorerst einmal versuchte Stephan Loitz 1571 nach außen das Gesicht zu wahren. Mit 14 Personen und 7 Pferden war er gekommen. „Viel stadtlicher Gastgebot" habe er gehalten, versichert David, und er berechnet, daß dafür 2500 Taler ausgegeben worden seien. Hinter dieser Maske beeilte sich Stephan Loitz, die Vermögensansprüche seiner Tochter zu sichern. Am 20. Januar 1572 brachte er einen Erbteilungsvertrag mit David Braunschweig zustande, wonach diesem ein Haus an der neuen Sülze aus der Viskulen-Erbschaft mit vier Nebenhäusern, ihm selbst aber jenes Haus am Markt zufielen. Darauf teilte Stephan seine Tochter am 4. März 1572 ab und wies ihr als mütterliches Erbe Haus und Güter zu. Aber die Rechtswirksamkeit dieses Aktes war umstritten. Denn drei adlige Brüder aus der Familie von Jasmund auf Rügen hatten inzwischen beim Rat der Stadt Einweisung in die Güter von Stephan Loitz beantragt wegen einer Schuld, die sich noch aus Stephans verunglückter Handelsgesellschaft mit Hans und David Weyer zu Augsburg und Lyon herschrieb. Es hing nur noch von Gestellung einer Kaution ab, und der Rat von Lüneburg hätte Stephan als de fuga suspectus in Haft genommen. Jetzt galt es, sich schleunigst der Jurisdiktion der Stadt zu entziehen. Ohne David Braunschweig zu unterrichten, wich Stephan heimlich auf das Gut Wilschenbrook aus, das herzogliches Lehen war. Der Tag ist nicht genau bekannt. Es dürfte der 27. oder 28. März gewesen sein, acht Tage nach dem Abzug des Bruders aus Stettin. David beklagte sich, daß ihn Stephan „ganz vergessentlich aller Ehre und Woltadte, Rechte und Pilligkeit in der Suppen hat stecken lassen". Dieser Vorwurf war nicht unbegründet, denn am 16. März hatte Stephan Loitz bereits seiner Schwägerin vertraulich nach Stettin geschrieben, was sie bei ihrer Flucht mitnehmen solle. David Braunschweig aber blieb ungewarnt. Noch in letzter Minute hatte Stephan versucht, Silbergerät von hohem Wert für 1000 Gulden insgeheim bei einer Nachbarin zu verpfänden und zu Gelde zu machen. Diese aber erfuhr, wie es um Stephan Loitz stand, und so ließ sie dem inzwischen nach Wilschenbrook Ausgewichenen melden, er solle eine Kutsche zur Schäferei vor dem Schultor schicken und die von ihr schon empfangenen Pfänder wieder zurücknehmen. So geschah es denn auch.
Noch am 11. April stellte Stephan eine Prozeßvollmacht in Wilschenbrook aus. Dann aber setzte er sich eilends nach Osten ab.
Inzwischen nahm in der Stadt das Unheil seinen Lauf. David Braunschweig glaubte nach dem Entweichen von Stephan Loitz zu keiner Rücksichtnahme mehr verpflichtet zu sein, vielmehr sofort handeln zu müssen. Am 30. März beantragte er beim Rat, die Güter Stephan Loitz' in Sequester zu nehmen. Wenn ein so naher Verwandter zu dieser Maßnahme griff, dann mußte alle Welt sehen, wie es stand. Überdies entzündete sich zwischen David und Stephan in den prozessualen Gegenschriften schnell bitterer Haß, der sich öffentlich in Gewalttaten Davids gegenüber den von Stephan eingesetzten Vormündern der Beata Loitz entlud. Peinlich für die Loitz war die intime Kenntnis der Verhältnisse, die sich David nun zunutze machte. Er warf ihnen sogar Mißbrauch des Siegels seines Vaters nach dessen Tode vor, und gewiß blieb alles das in Lüneburg nicht geheim. So ging auch den Vertrauensvollsten schnell der Mut aus. Sie griffen zu, wo sie konnten. Der Rat

rief schließlich sämtliche Gläubiger zu einem geordneten Konkursverfahren auf. Verschiedene Fürstlichkeiten hatten allerdings schon, ihre Machtstellung ausnutzend, die Pfannen-Güter der Loitz für sich gesichert.

Stephan eilte nach Polen, um dort vielleicht doch noch einen Wandel herbeizuführen. Im Juni schreibt er bereits aus Warschau. Im September treffen wir ihn auf Schloß Tiegenhof im Danziger Werder, wohin sein Bruder Hans ausgewichen war. „Wir haben Gott lob die Summen, so wir also vor hohen Potentaten, als Konigen, Chur- und Fürsten ufgenommen, nicht vorspielet oder unnutzlichen umbgebracht, besondern . . . seind solche Summen bei den Potentaten, dar sie uns nicht entfallen konnen, die sich auch gar gnedigst und gnediglichen erbieten tun, uns der Schulde halben zuvortreten, das also ein jeder, da sie nur ein kleine Zeit wollen Gedult tragen, konnen bezalet werden". Inzwischen wollten die Loitz die Schulden mit sechs Prozent verzinsen. In einem andern Schreiben vom Oktober 1572 wußte er zu berichten, daß die polnischen Reichsräte nach dem Tode des Königs nicht eigenmächtig bezahlen könnten, aber die Schuld als Reichsschuld anerkannt hätten. Andere den Loitz schuldende Fürsten hätten Reduzierung ihrer Schulden auf die Hälfte verlangt. Das war nach Lage der Dinge noch immer als günstige Lösung anzusehen.

Als Georg Ramel, der auf dem Stolper Umschlag von 1571 noch Geduld gezeigt hatte, im September 1572 auf die schon damals fällige Auszahlung von 10 000 Talern drängte und die Loitz als Bürgen für annähernd 50 000 Taler, die der Danziger Großkaufmann Dietrich Lilie ihm schuldete, einzustehen aufforderte, andernfalls er die Loitz in Stettin als Siegelvergessene ausschmähen lassen werde, da antwortete ihm Stephan, die Loitz hätten keine Zeit, jetzt Einlager zu halten. Damit würde niemand bezahlt.

Stephan selbst scheint sich noch ernstliche Hoffnungen gemacht zu haben, und auch nicht ganz ohne Grund, wie die Zuweisung von 100 000 Last Steinsalz aus den galizischen Bergwerken und die Konzession zu dessen Versiedung beweisen. Trotz seiner 65 Jahre reiste Stephan unermüdlich, ohne auf Winter und Beschwerden zu achten, hin und her durch Polen und Westpreußen. Allmählich gingen die Landgüter an die Gläubiger und Bürgen über, nur in Tiegenhof vermochte sich die Witwe Hans d. Jüngeren Loitz zu halten, da ihr Schloß und Güter als Witwensitz verschrieben waren. Die teils rechtlichen, teils gewaltsamen Versuche des Obersten Ernst Weyher, sich des Schlosses zu bemächtigen, endeten schließlich in einem Vergleich, der 1579 vom polnischen König bestätigt wurde. Hatte Stephan bis dahin noch in Tiegenhof Unterschlupf gefunden, so wurden ihm in Zukunft nur eine Stube und eine Kammer belassen und das Recht gewährt, einen Schreiber und zwei Knechte sowie vier Pferde aus den Gutseinkünften zu unterhalten. Durch besonderes königliches Privileg hatte er das Rittergut Grutschno („mit Bauwerk, Schäfereien, Mühlen und aller Zubehörung") erhalten. Es sollte offenbar vor allem Zugriff geschützt bleiben und nach Stephans Tod an seine Neffen, Söhne Hans d. Älteren, übergehen. 1580 schrieb Stephan Loitz, man habe ihn aus Tiegenhof verdrängt. Es ist nicht zu erkennen, ob man ihm sein schmales Recht aus der Einigung von 1579 auf Stube und Kammer vorenthielt oder ob er dieses Recht auf so bescheidenen Anteil als Verdrängung ansah. Er zog zu seinem Neffen Martin Feldstedt auf das Gut Zeisgendorf, dicht vor Dirschau. Gegenüber dem Glanz vergangener Jahre war das ein trauriges Ende, aber unmittelbare Not scheint Stephan doch erspart geblieben zu sein. Mit dem königlich-polnischen Fiskal in Danzig Simon Braunschweig (aus einem andern Zweige der Kolberger Familie) betrieb er noch die Ausbeute des polnischen Salzprivilegs, allerdings in bescheidenem Stile. Anscheinend wurden in Thorn und Bromberg Kokturen („Saupen") unterhalten.

In den letzten Jahren stand Stephan ein anderer Neffe zur Seite, Simon (II.) Loitz, illegitimer Sohn des Bruders Simon (I.). Dieser intelligente und studierte Neffe war der

letzte der Familie, der noch die fast unübersehbar gewordenen Händel der Familie und ihre Geschichte genau kennenlernte. Außer Stephan war er der einzige, der sich darin auskannte. Er ertrug besonders schwer das rücksichtslose Vorgehen seiner Halbschwester, der legitimen Tochter von Simon (I.) Loitz. Sie hieß Anna und war 1560 mit einem Sohne des berühmten Danziger Bürgermeisters gleichen Namens Johann von Werden verheiratet, der Hauptmann auf Neuenburg war. In der Loitzengenealogie steht bezeichnenderweise hinter ihrem Namen: „sie lebet noch, der Teufel hole die Bestie wann er will". Ihrem Vater haben die übrigen Loitz Verschwendungssucht vorgeworfen und ihn zuletzt sogar als nicht ganz zurechnungsfähig und geschäftsunfähig erklärt. Der Vorwurf, durch Simons Schuld seien 200 000 Taler verloren worden, den der Stettiner Hans (III.) Loitz gegen seinen Bruder erhebt, ist doch wohl stark übertrieben und richtet sich wohl mehr gegen die Tochter Simons, die „Bestie". Daß die Bezeichnung nicht ganz unberechtigt war, erweist ein Brief ihres Schwagers Georg v. Werden, der glaubt, bei seinen Neffen „ihrer Mutter Tücken" feststellen zu müssen, oder ihr vorwirft, sie wolle der Loitzen Güter erben, ohne die Schulden zu zahlen: sie wolle „gerne Honig fressen, aber sich nicht stechen lassen".

Stephan starb im Januar 1584 auf dem Gute Zeisgendorf im Alter von 77 Jahren. Es überlebten ihn noch zwei Neffen, die Söhne des Stettiner Hans III., aber sie waren nicht mehr zu Kaufleuten erzogen. Sie haben in Wittenberg und Heidelberg studiert und führten als preußische Adlige das Leben der Landedelleute auf ihrem Gut Rundewiese. Als letzte ihres Geschlechts wurden sie unter einem bis in unsere Tage erhaltenen Grabstein im Dom zu Marienwerder 1629 beigesetzt. Nur zwei illegitime Söhne Simons haben noch in gewisser Weise die alten Traditionen fortgeführt; jener ältere, Simon II., den wir schon kennenlernten, stand Stephan in seiner letzten Stunde bei. Er erwarb als Rechtsanwalt der über den Bankrott prozessierenden Parteien — wahrlich eine Ironie der Geschichte — in Danzig ein ansehnliches Vermögen. Seine vorzügliche gelehrte Bibliothek vermachte sein kinderloser Neffe, der letzte Loitz, Sohn Stephans II., der Stadt Elbing, wo sie den ansehnlichen Grundstock der städtischen Bibliothek bildete.

*

Der Loitzenbankrott hat Pommern unendlich geschadet. In drei Jahrzehnten gingen die Errungenschaften des 16. Jahrhunderts an Ordnung, Wohlhabenheit und Zivilisation in einem Wust von Streit, Prozessiererei und Gewalttaten verloren. Viele der altangesessenen Adelsfamilien wurden von Haus und Hof vertrieben und verarmten völlig. In Ostpommern lassen sich die Elendsspuren noch 250 Jahre nach der Katastrophe feststellen. Kein Wunder, wenn die Loitz geradezu als Landschaden angesehen wurden. Über dem nationalen Unglück, daß sie verursachten, wurden ihre Leistungen vergessen. Inzwischen ist der Abstand groß genug, um auch diese würdigen zu können. Die Loitz sind, wie viele der oberdeutschen Firmen ihrer Zeit, an demselben Finanzgeschäft mit den Fürsten zugrunde gegangen, das sie auf eine so stolze Höhe erhoben hatte. Ebenso wenig, wie man ihnen — nach den Maßstäben ihrer Zeit gemessen — unehrenhafte Handlungen nachweisen kann, wird man ihnen eine besondere Schuld an ihrem Unglück zuschreiben wollen. Ähnliche Anleihegeschäfte wie das polnische waren ihnen und andern in kleinerem Maße oft genug geglückt. Der Verlockung, die das große Finanzgeschäft im 16. Jahrhundert wegen seiner möglichen Riesengewinne bot, haben auch weniger wagemutige Kaufleute, als Stephan Loitz es war, nicht zu widerstehen vermocht. Das 16. Jahrhundert hat einige Aussicht, im Wettbewerb mit andern vor und nach ihm, die wagemutigsten,

ingeniösesten, zähesten und geschicktesten, vielleicht auch skrupellosesten Kaufleute und Finanziers hervorgebracht zu haben. Unter diesen aber nehmen die Loitz gewiß einen ersten Rang ein. So mögen Stettin und Pommern doch über allem verjährten Unglück auch einigen Stolz empfinden, daß aus ihrer Mitte die Loitz hervorgegangen sind.

Schon Friedeborn, der das ganze Elend erlebt hatte und übersah, erkennt dankbar an, daß die Loitz trotz ihres großen Reichtums und ihrer Macht „gleichwohl in solcher zugewachsenen Herrligkeit der Armut nicht vergessen, sondern sich jegen jederman liberal, christlich und mitleidig bezeiget, auch kranken Leuten gerne, was sie nur begeret, folgen lassen". Die in Danzig aufgespürten Bilder von Michael und Hans d. J. (IV.) zeigen ernste, vornehme Züge, deren Adel nicht nur durch die kostbare Plattenrüstung kenntlich wird.



Handelszeichen Michaels I. Loitz, verwendet von seiner Witwe Margarethe, geb. Rosow, im Jahre 1510

Literatur:

Bauer, Hanns: Aus dem ersten Jahrhundert des Elbinger Gymnasiums und seiner Bibliothek. In: Königsberger Beiträge, Königsberg 1929, S. 19—34.

Bethe, Hellmuth: Studien zur Renaissanceplastik in Pommern. In: Balt. Stud. N. F. 34, 1932, S. 3—12.

v. Bülow: Loytz. Artikel in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 19, 1884, S. 320—21.

Hering: Die Loytzen. In: Balt. Stud. 11, 1845, S. 80—92.

Papritz, Joh.: Dietrich Lilie und das Englische Haus. Danzig 1928 (auch in Zs. des Westpr. Gesch. Ver. 68, S. 129—184).

Papritz, Joh.: Die Beziehungen des Bank- und Handelshauses der Loitz zum brandenburgischen Kurhause. Berlin 1932.

Rachel, Hugo, Joh. Papritz und Paul Wallich: Berliner Großkaufleute und Kapitalisten, Bd. 1. Berlin 1934.

Quellen:

Archive Stettin, Danzig, Berlin (Geheimes Staats- und Ständearchiv), Hannover, Wetzlar, Königsberg, Warschau, Krakau, Stockholm.